

## Prolog

Die beiden Freunde gingen an einer kleinen Kirche vorüber. Während Marko in seinem Rucksack kramte, froh, endlich etwas Schatten gefunden zu haben, ließ Ismet seinen Blick über den Friedhof schweifen. Er erinnerte sich an den Tag, an dem einer seiner Freunde aus Kindheitstagen den Priester dieser Kirche provoziert hatte. Ein Schauer überlief ihn bei der Erinnerung an ein Dutzend Polizisten, die sie verfolgten, während in die Luft Schüsse abgefeuert wurden und sie um ihr Leben rannten.

„Hier, mein Freund“, sagte Marko und überreichte ihm ein Notizbuch mit seinem charakteristischen, fesselnden Lächeln. „Das ist mein Geschenk für dich.“ Ismet bekam auch einen Stift, mit dem er, wie ihm aufgetragen wurde, über seine Kindheit schreiben sollte, so weit zurück, wie er sich erinnern konnte.

„Das wird eine der wichtigsten Aufgaben auf deiner begonnenen Reise sein“, sagte Marko zu ihm. „Viele Tränen werden diese Seiten benetzen, während du schreibst, doch nur so kann das Licht den Weg in dein Herz finden.“

Ismet öffnete das Notizbuch ehrfurchtsvoll und fand auf der ersten Seite ein handgeschriebenes Gedicht, dessen Worte ihn bewegten:

Mein Herz geht auf, wenn ich erblicke

den Regenbogen hoch im Himmel.

So wars, als ich zu leben begann;

so ist es jetzt, da ich ein Mann.

So bleib es mir im Alter noch –

sonst nehm der Tod mich fort!

Das Kind ist Vater von dem Mann;

und all meine Tage wünsch ich mir

verbunden durch natürliche Frömmigkeit.

„Es ist ‚Der Regenbogen‘ von William Wordsworth“, sagte Marko.

„Was für ein Gedicht!“, rief Ismet aus. „So kurz und gleichzeitig so wunderschön.“

Eine seltsame Stille folgte auf seine letzten Worte, während er gegen seine aufsteigenden Gefühle ankämpfte. Bilder tauchten in seinem Geist auf, Erinnerungen an eine ferne Vergangenheit. Eine warme Träne hing an seinen Wimpern, als er mit den Fingerspitzen über die Zeile ‚Das Kind ist Vater von dem Mann‘ strich.

## Erster Teil

## Kapitel 1

Dunkel unter den massiven Felsen, die ihn von einer Seite einengten, wurde dieser Abschnitt des Flusses zur gegenüberliegenden Uferseite hin allmählich heller, verlor sein tiefes Grün und schimmerte schließlich klar und durchsichtig über den runden Kieseln der seichten Stellen. Hier fand der Fluss einen Moment der Stille, eine Rast inmitten seines Weges. Zuvor hatte er sich mit lautem Getöse durch das robuste Gestein gedrängt, ungestüm, rauschend. Doch sobald das Flussbett abfiel, verstummte der Lärm plötzlich. Nirgendwo sonst entlang des Flusses war die Wasseroberfläche glatt wie hier, so ruhig, so makellos wie ein Spiegel. Von oben betrachtet lag sie da wie ein vollkommen runder, smaragdgrüner See, verborgen zwischen den steilen Klippen.

Dennoch, es gab eine Zeit im Jahr, in der nicht die Stille und die makellose, spiegelglatte Oberfläche das Besondere an diesem Ort waren. An heißen Sommertagen geriet die Wasseroberfläche in Bewegung, und das Echo, das von den Felsen widerhallte, übertönte sogar das Tosen des Flusses weiter flussaufwärts. Es waren die Einheimischen – Jugendliche, aber auch junge Männer – die den Lärm verursachten und die glatte Oberfläche aufrührten. Sie schwammen, spielten altbekannte Spiele, erfanden neue, lachten aus vollem Herzen, dankbar, die heißesten Stunden des Jahres so ausgelassen verbringen zu können. Einige, die Ungeduldigeren, fanden ihren Weg hierher schon Ende April, aber die meisten erschienen nicht vor Juli. Und oft verbrachten sie einen ganzen Tag hier. Ein belegtes Brot mit Käse, eine Flasche Wasser und vielleicht ein harter, runder Kuchen, mehr brauchte es nicht.

Viele Geschichten wurden von diesem Ort mit nach Hause gebracht, zahlreiche Anekdoten und Erzählungen über waghalsige Abenteuer. Wer einen Schwimmwettkampf gewann, wurde von seinen Kameraden ebenso hochgeschätzt wie derjenige, der am längsten tauchen, von der höchsten Klippe springen oder gar einen spektakulären Stunt – vielleicht einen Salto – in der Luft vollführen konnte. Und jedes Jahr musste es eine Steigerung geben, eine neue, noch beeindruckendere Leistung.

Die Heldengeschichten wurden jedoch aus vielerlei Fäden gesponnen, nicht nur aus Wettkämpfen und akrobatischen Höchstleistungen. Die Herzen der Zuhörer bebten, wenn sie von einem unbeholfenen Schwimmer hörten, der sich in die tückischen Tiefen gewagt hatte, verzweifelt gegen die erbarmungslose Strömung ankämpfte und schließlich gerettet wurde.

Diese Retter, sagten viele, das waren die wahren Helden, jene, deren Mut und Geschick noch Jahre später in Erzählungen weiterlebten. Ja, mit Leidenschaft und Ehrfurcht zugleich blickten die Einheimischen auf die stillen, tiefen Gewässer dieses Ortes. Und wie jedes andere Wunder der Natur, jede andere schöne, leidenschaftliche und Ehrfurcht gebietende Schöpfung hatte auch dieser Ort einen Namen. Das Grün, so nannten sie ihn, diesen berühmten Flussabschnitt.

Natürlich gab es auch andere Stellen entlang des Flusses, wo man an heißen Tagen eine vergnügliche Stunde verbringen konnte. Allerdings wurden sie fast ausschließlich von jüngeren Kindern besucht. Diese seichten Stellen waren ihre erste Begegnung mit dem Fluss. Dass sie noch nicht schwimmen konnten, spielte dabei kaum eine Rolle. Sie rannten durch das Wasser, suchten nach Steinen, die jemand geworfen hatte, tauchten mit geschlossenen Augen und zugehaltener Nase, versuchten, mit bloßen Händen einen winzigen Fisch zu fangen, sammelten jene seltsamen schwarzen Fische, die für sie wie kleine Bratpfannen aussahen – all diese Spiele erfüllten ihre jungen Herzen mit Freude. Wenn allerdings die älteren Jungen vorbeizogen, auf dem Weg flussaufwärts, wurden sich die Kleinen der seichten Gewässer um sie herum plötzlich sehr bewusst und verspürten einen Anflug von Verlegenheit. Denn die Legende von einem verborgenen Ort tief in der Schlucht war ihnen wohlbekannt. Zum Grün zu gehen, war ein Zeichen von Mut und Reife, eine Auszeichnung, ein Privileg. Dort zu schwimmen, das, so dachten viele von ihnen, musste weit mehr sein als ein bloßes Planschen im seichten Wasser, es war vermutlich ein ganz anderes Erlebnis. Aber wie anders war es dort? Welche Art von Wasser füllte das Grün? Sicherlich musste es dichter, tiefer und kühler sein, mit Strömungen, die sich viel schwerer bezwingen ließen, die aber denjenigen, die es schafften, umso größere Freude bereiteten. Würden auch sie eines Tages dazugehören? Oh, wie stolz und wichtig würden sie sein, wenn sie an diesen seichten Stellen vorbeikommen würden!

Das Herz eines jeden dieser kleinen Jungen pochte vor Aufregung, wenn sie sich vorstellten, wie es wäre, im Grün zu schwimmen, zu tauchen, zu spielen. Einige träumten sogar davon, eines Tages selbst zu den Bewunderten zu gehören, als Sieger eines Schwimm- oder Tauchwettbewerbs, als einer von jenen, über die man Geschichten erzählte. Während die meisten im Reich ihrer Fantasiewelt blieben und nie über ihre Sehnsüchte sprachen, gab es schließlich immer ein paar ungeduldige junge Seelen, für die das bloße Warten und Zusehen unerträglich war. Sie mussten handeln.

So kam es, dass an einem heißen Sommertag Emir und Ismet, zwei beste Freunde – beide noch keine neun Jahre alt – beschlossen, die flachen Stellen hinter sich zu lassen und weiter flussaufwärts zu gehen. Gewiss, auch die seichten Stellen hatten ihnen viel Freude bereitet und oft hatten sie mit leuchtenden Augen Geschichten von diesem Ort mit nach Hause gebracht. Schließlich aber siegte die Neugier vermischt mit einer Prise Neid.

Es war Emir, der zuerst daran gedacht hatte, zum Grün zu gehen und es dauerte nicht lange, bis er seinen Freund überzeugt hatte, mitzukommen. In letzter Zeit fühlte sich Ismet unwohl, wenn er in den seichten Gewässern spielte und die vorbeigehenden älteren Jungen beobachtete. Ihr lautes Prahlen missfiel ihm und es kam ihm vor, als hätten einige über ihn gelacht, als sie ihn in dem Wasser sahen, das kaum über seine Knie reichte. Ja, sie würden von hier fortgehen, die seichten Stellen hinter sich lassen, waren sich die beiden Freunde einig. Sie würden den Mut aufbringen, weiter flussaufwärts zu waten, ins tiefe Wasser, dorthin, wo die Älteren schwammen, um es ihnen gleichzutun.

Und doch, so sehr ihn der Gedanke daran begeisterte, so sehr machte Emir sich auch Sorgen. Er wusste genau, dass er die Führung für beide übernahm. Und er wusste auch, welchen Ärger es geben würde, wenn ihre Eltern von diesem Abenteuer erfahren würden. Also warnte er seinen Freund: „Das muss unser Geheimnis bleiben, Ismet. Unser Ausflug zum Grün. So machen es *Männer*, sie bewahren Geheimnisse. *Jungen* erzählen alles ihren Eltern.“

Während sie dem Flussufer folgten, auf einem Pfad, der immer schmaler wurde und auf den das Sonnenlicht nur noch spärlich fiel, wurden die beiden Freunde still. Dies war unbekanntes Terrain. Mit großen Augen, lauernd und voller Ehrfurcht musterten sie ihre Umgebung. Zu beiden Seiten erhoben sich steile Klippen rau und unbeugsam, während aus dem reißenden Strom zerklüftete Felsen herausragten. Das Wasser donnerte ungestüm vorbei, brach sich an den Felsen und stürzte in tosenden, weiß schäumenden Kaskaden in die Tiefe, während in seinem Schatten dunkle, lautlose Wasserflächen lauerten, still, unergründlich wie verborgene Geheimnisse.

In dem Maße aber, in dem ihnen die Landschaft vertrauter wurde und sie sich von der Begeisterung der anderen Jungen anstecken ließen, die den gleichen Weg gingen, flammte auch ihre Fantasie auf. Geheimste Wünsche, die sie mit dem Grün verbanden, lange gehegte Vorstellungen brachen sich Bahn, wurden lebendig und drängten ungestüm ans Licht. Sie

begannen einander aufzuzählen, was sie alles im tiefen Wasser ausprobieren würden, allein und gemeinsam. Wie sie schwimmen würden, so wie die älteren Jungen mit kräftigen, exakt ausgeführten Arm- und Beinschlägen. Mit weit geöffneten Augen tauchen, unter Wasser auf den Händen stehen, von den Klippen springen – all das wollten sie unbedingt ausprobieren.

„Ich werde auf jeden Fall einen Salto probieren!“, rief Emir schließlich ganz von der Aufregung mitgerissen. Erwartungsvoll blickte er Ismet an, als wolle er in den Augen seines zurückhaltenden Freundes die Bestätigung für die Großartigkeit seiner Ankündigung finden.

Mit großer Vorfreude setzten sie ihren Weg fort, plaudernd und voller Erwartung. Je weiter sie allerdings kamen, desto aufmerksamer hörten sie zu, vor allem jetzt, da sie glaubten, den größten Teil des Weges hinter sich zu haben. Ihre Herzen schlugen schneller, begleitet von einem Geräusch, das wie Lachen klang oder wie ein aufgeregter Ruf. Waren sie dem Grün schon ganz nah? Hatten sie es endlich erreicht? Oder – wie bedauerlich wäre das! – hatten sie vielleicht einen dieser legendären Wettkämpfe verpasst?

Nach einer halben Stunde führte ihr Weg sie durch einen schmalen Korridor, in dem sich das Wasser tosend seinen Weg suchte. Große, kantige Felsen ragten aus dem Fluss, versperrten den Pfad, sodass sie immer wieder in die seichten Ausläufer steigen mussten, um an den Hindernissen vorbeizukommen. Es hielt sie auf, was sie aber nicht weiter störte. Nur eines machte sie vorsichtig: Die Löcher in der Felswand neben ihnen. Winzige, von Dunkelheit erfüllte Höhlen, besonders die Öffnungen dicht an ihren Füßen. Mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Neid sahen sie zwei ältere Jungen, die ihnen voraus waren. Wie furchtlos sie gingen, als wüssten sie, dass selbst wenn hier eine Gefahr lauerte, sie ihnen nichts anhaben würde.

Plötzlich ertönten viele Stimmen in der Schlucht, immer lauter werdend. Emir und Ismet hielten den Atem an. Sie wussten sofort, was das zu bedeuten hatte.

„Das Grün, Ismet, das Grün!“

Hinter den gewaltigen Felsbrocken, die das Wasser in der Mulde zurückhielten, eröffnete sich ihnen ein überwältigender Anblick. Die Felswände klafften plötzlich weit auseinander. Und der Raum zwischen ihnen war in gleißendes Licht getaucht. Farben, so viele leuchtende Farben

erwachten zum Leben. Der weite, blaue Himmel spannte sich über ihnen, das trockene Grau der Felsen und der runden Kiesel am Ufer trat hervor. Doch was sie am meisten faszinierte, was sie in Staunen versetzte und begeisterte, war das tiefe Grün des Wassers.

„Wie wunderschön es ist!“, sagte Ismet voller Ehrfurcht und Staunen. Seine Augen glänzten vor Begeisterung. So viel hatte er von diesem Ort gehört, so oft hatte er ihn sich bildlich vorgestellt, sich überlegt, wie es hier wohl aussehen würde, aber nichts von dem, was er sich vorgestellt hatte, kam auch nur annähernd an das heran, was er jetzt sah.

Emir watete in den Fluss und tauchte seine leere Flasche ins Wasser. Als sie voll war, hielt er sie gegen das Licht.

„Seltsam“, murmelte er. „Das Wasser ist überhaupt nicht grün.“

Nachdenklich blickte er erst auf den Fluss, dann durch die Flasche. Ismet trat näher, ebenso verblüfft. Er nahm die Flasche in die Hand, schüttelte sie, betrachtete die feinen Sedimente, die aufgewirbelt wurden.

„Immer noch keine Farbe“, stellte er fest. „Im Fluss ist das Wasser grün. Man kann es herausnehmen, aber nicht die Farbe.“

Die beiden Freunde suchten eine Weile nach einem Platz und entschieden sich schließlich für einen, der etwas abseits von einer Gruppe älterer Jungen lag.

Es war eine bewusste Wahl. Die älteren Jungen waren ihnen zu laut und aufdringlich, und da sie keinen von ihnen kannten, hielten sie lieber Abstand. Aber der Platz, den sie sich ausgesucht hatten, war keineswegs schlecht. Zu ihrer Freude war das Wasser vor ihnen glasklar. Es wurde nur allmählich dunkler, je weiter man hinausblickte. Von hier aus hatten sie eine besonders gute Sicht. Verwundert stellten sie fest, dass noch niemand diesen Platz für sich beansprucht hatte.

Ismet ließ den Blick über den Ort schweifen, und je länger er ihn betrachtete, desto mehr staunte er. Von hier aus wirkte das Grün noch beeindruckender. Wie weit die Klippen auseinanderlagen, wie breit der Fluss doch war! Noch nie hatte er das Meer gesehen, aber konnte es dort wirklich größer und schöner sein als das Grün hier? Vielleicht größer, ja – aber

schöner? Unmöglich! Er konnte es kaum erwarten, seinen Freunden von diesem wundervollen Ort zu erzählen. Falls er sie heute noch treffen würde, würde er ihnen voller Begeisterung von seinem Besuch des Grüns berichten. Sie waren immer noch dort, flussabwärts, wo sie sie vor einer Weile zurückgelassen hatten.

Sein Blick fiel auf den großen Felsbrocken, der aus der Mitte des Grüns ragte. Es war eine Insel, der sich niemand näherte. Nichts berührte sie außer den winzigen Wellen, die unter ihren ausgewaschenen Wänden hindurchglitten oder gegen sie platschten. Um den Felsen herum war ein schmaler, durchsichtiger Ring zu erkennen, aber diese Klarheit verlor sich beinahe sofort: Ein tiefes, dunkles Grün nahm ihren Platz ein, eine dichte Schattierung, die sich von dem Grün unterschied, das er um sich herum sah. Das war ein Grün, das er meiden musste, dachte er. Ein gefährliches Grün.

Ein immer lauter werdendes Geräusch riss ihn aus seinen Gedanken und erregte seine Aufmerksamkeit. Er beobachtete eine Gruppe älterer Jungen, die im Wasser tobten, tauchten, mit kräftigen Zügen durch das dunkle Grün schwammen. Sie legten beeindruckende Strecken zurück, schienen das Wasser mit spielerischer Leichtigkeit zu beherrschen. Und jedes Mal, wenn sie aus dem Wasser auftauchten oder das Schwimmen für einen Moment unterbrachen, ertönten laute, ungestüme Rufe, die nicht nur Ismets Ohren erreichten, sondern auch die aller am Ufer Stehenden.

Ismet wurde nachdenklich. Je länger er die anderen beobachtete, desto unwohler fühlte er sich. So viel Leichtigkeit, so viel Freude – warum spürte er selbst sie nicht? Er schaute sich um und bemerkte, dass er der Jüngste hier war. War er auch der Einzige, der nicht schwimmen konnte? Höchstwahrscheinlich. Emir wusste, dass er nicht besonders geschickt im Wasser war. Er würde nicht lachen. Aber die anderen ... Die älteren, erfahreneren Jungen ... Würden sie ihn auslachen?

Er senkte den Blick, als wolle er den Gedanken entkommen, die aus den tieferen Gewässern zu ihm aufstiegen. Was er im seichten Wasser sah, erheiterte ihn für einen Moment. Er bemerkte kleine schwarze Schatten, schwarze Klumpen, die sich bewegten, sich hierhin und dorthin drehten, vorwärts und rückwärts drängten. Die winzigen Wesen schienen in einer flachen Mulde gefangen zu sein und kämpften darum, sich zu befreien, landeten immer wieder am Ufer und zappelten wild mit ihren Schwänzen. Es waren die seltsamen winzigen

bratpfannenförmigen Fische, von denen ihm jemand erzählt hatte, dass sie eines Tages Frösche werden würden. Aber das konnte nicht stimmen, da war er sich sicher. Wieder eines dieser Märchen, mit denen man kleine Kinder zum Staunen bringen wollte. Diese dummen, seltsamen kleinen Fische mochten wachsen, aber sie würden nie etwas anderes werden als das, was sie waren.

Er beobachtete die winzigen schwarzen Klumpen, bis einer nach dem anderen einen Spalt fand und unter die dunkelgrüne Decke glitt.

Emir bereitete sich schon auf seinen ersten Sprung ins Grün vor. Als Ismet ihn sah, begann er sich ebenfalls hastig auszuziehen. Doch kaum hatte er sich das Hemd über den Kopf gezogen, drangen plötzlich laute Schreie an sein Ohr und ließen ihn zusammensucken. Er blickte aufs Wasser, und augenblicklich durchfuhr ihn eine Welle überschäumender Erregung: Vor seinen staunenden Augen entfaltete sich das Schauspiel, von dem er so oft gehört hatte – die legendären Schwimmwettkämpfe, lebendig und real, nicht mehr nur Geschichte, sondern greifbare Wirklichkeit.

„Ein Rennen, Emir! Schau!“, rief er und zeigte auf das dunkle Grün des Wassers.

Es war ein erbitterter Wettkampf. Die vielen Arme durchbrachen ungestüm die Wasseroberfläche und wirbelten sie wild durcheinander, während hinter den sich schnell bewegenden Füßen weiße Strudel herzogen. Zuerst bewegten sich die Schwimmer gleichmäßig, aber dann setzte sich eine Gestalt an die Spitze und löste sich aus der Reihe. Der Jubel der Zuschauer am Ufer schwoll an und Ismets Augen glänzten vor Begeisterung.

Die Schwimmer gaben ihr Bestes, jedoch keiner konnte den Führenden einholen. In der Gewissheit des Sieges wagte er sogar einen Blick hinter sich und forderte die anderen mit einem kurzen Lächeln heraus. Als er schließlich die Klippe erreichte und einen lauten Siegesruf ausstieß, durchfuhr Ismet ein Schauer der Bewunderung. Er sah einen Helden vor sich, über den man sich Geschichten erzählen würde. Wie aufregend war es, Zeuge all dessen zu sein!

Während Ismet vor Freude zitterte, blieb Emir seltsam unberührt. Fast schien es, als störe ihn nicht nur Ismets Begeisterung, sondern der ganze Wettbewerb. Mit ungewohnt kühler Stimme sagte er:

„Kein Wunder, dass sie so schwimmen. Wäre ich in ihrem Alter, würde ich gewinnen – und wäre dem heutigen Sieger mindestens so weit voraus, wie er den anderen voraus ist!“

Ismet schaute ihn an. Obwohl Emirs Gesichtsausdruck ihn mehr überraschte als seine Worte, sagte er nichts. Er spürte, dass sich die Verbitterung seines Freundes bald gegen ihn richten würde. Und genau so kam es.

„Und sie werden dich alle auslachen, weil du nicht schwimmen kannst“, fuhr Emir fort. „Und was machst du? Du bewunderst sie!“

Er ließ seinen Blick über den Fluss schweifen, über das dunkle Grün vor ihnen, dann über seine eigenen Füße. Die Worte seines Freundes beunruhigten ihn.

Der Sieger näherte sich dem Ufer, lachte noch immer und schüttelte triumphierend seine Fäuste. Ismet beobachtete ihn mit besonderer Aufmerksamkeit. Er erkannte ihn sofort, es war einer der beiden älteren Jungen, die ihnen auf dem Weg hierher vorausgegangen waren. Als der Junge aus dem Wasser stieg, bemerkte Ismet ein auffälliges Zeichen an seinem Körper: Eine dicke, helle Narbe, die sich seltsam deutlich quer über seinen sonnengebräunten Bauch zog. Noch nie hatte er eine solche Narbe gesehen. Was war diesem Jungen zugestoßen? War er wirklich einmal so krank, dass die Ärzte einen solchen Schnitt machen mussten? Aber das spielte jetzt keine Rolle mehr. Heute war er stark. Ein Sieger. Ein Held.

Als sich der Gewinner der Gruppe näherte, beobachtete Ismet gespannt, wie die anderen Jungen ihn begrüßen würden. Ehe sie ihm jedoch gratulieren konnten, bemerkte Ismet, dass etwas an diesem Jungen ungewöhnlich war, etwas, das ihn von den anderen unterschied. Er war nicht größer als seine Freunde, aber er wirkte größer, irgendwie aufrechter, selbstbewusster. So wie er ging, mussten die anderen unwillkürlich Platz machen. Ja, dieser Junge hatte etwas Besonderes an sich, viel mehr als nur die Narbe.

„Ich gehe jetzt ins Wasser, Ismet“, sagte Emir. „Beeil dich, wenn du mitkommen willst.“

Ismet zuckte leicht zusammen. Nervös wandte er den Blick ab, plötzlich seltsam entmutigt.

„Geh du schon“, sagte er. „Ich komme gleich nach.“

Er faltete sein T-Shirt, starrte auf die dunklen Tiefen des Wassers und dachte an den Jungen, der den Wettbewerb gewonnen hatte, und an sich selbst. Er fühlte sich klein, schämte sich. Andere nahmen an Schwimmwettbewerben teil, wurden Helden. Und er? Er konnte noch nicht einmal schwimmen.

Es dauerte eine Weile, bis er sich ins Wasser wagte. Mit ängstlichem Blick verfolgte er jeden seiner Schritte auf den glitschigen Kieseln, setzte einen Fuß vorsichtig vor den anderen, als könnte jeder Fehltritt ihn ins Straucheln bringen. Die Überzeugung, dass die älteren Jungen ihn beobachteten, seit seine Füße das Wasser berührt hatten, ließ ihn nicht los. Doch als das Wasser schließlich bis zu seinen Oberschenkeln reichte und er sich umschaute, durchströmte ihn mit einem Mal Erleichterung und große Freude: Niemand beachtete ihn, alle waren in ihre eigenen Spiele vertieft. Diese Erkenntnis brachte sein Blut in Wallung. Auf einmal war da keine Zurückhaltung mehr. So schnell er konnte, rannte er durch das Wasser. Als es ihn an der Taille erreichte, verlor er das Gleichgewicht und fiel nach vorn. Die unerwartete Kälte fuhr ihm durch den Körper, riss ihn aus dem Moment – allerdings nur für einen kurzen Wimpernschlag. Er stand sofort wieder auf, überwältigt von dieser neuen Erfahrung. Wie seltsam dieses schöne Gefühl war, ganz und gar ins Wasser einzutauchen!

Der Junge brauchte einen Moment, um sich an das neue, süße Gefühl der Leichtigkeit zu gewöhnen. Das Wasser stützte ihn von allen Seiten, hob ihn sanft an, drehte ihn, spielte mit ihm wie mit einer leichten Feder. Dankbarkeit erfüllte ihn für diesen Tag, für dieses Wasser, für das Grün. Hier konnte er so viel mehr tun als in den flachen Uferbereichen und er würde es tun. Alles, worüber er mit Emir gesprochen hatte, all das würde er jetzt ausprobieren.

Dort, wo das Wasser nicht weiter als bis zu seiner Taille reichte, entdeckte Ismet eine völlig neue Art zu spielen. Er versuchte, das Wasser zu umschlingen, ließ seine Arme fröhlich nach hinten gleiten und spürte, wie der Widerstand stärker wurde. Dann ließ er sich einfach hineinfallen – vorwärts und rückwärts – tauchte den Kopf unter die Oberfläche, verweilte für einen Moment in der kühlen Stille, bevor er mit einem aufgeregten Luftholen wieder auftauchte.

Bald kam Emir zu ihm und gemeinsam spielten sie die alten Spiele, aber auch solche, die nur in tieferem Wasser möglich waren: Sie rangen miteinander, sprangen mit den Füßen voran von den Steinen, versuchten auf den Händen zu stehen, lieferten sich Wettrennen.

„Sieh mich an, Ismet, sieh doch!“

„Jetzt du! Schau her! Hey!“

Die Rufe flogen nur so hin und her, ihre Herzen lachten aufgeregt. Es gab keinen Zweifel: Dies war das schönste Erlebnis ihres jungen Lebens.

Während sie auf dem Rückweg durch das Wasser wateten, sagte Emir plötzlich nachdenklich:

„Ich habe das Wasser an vielen verschiedenen Stellen untersucht, sogar an den tiefsten. Aber ich konnte dieses Grün nie wirklich fassen. Es ist wirklich seltsam, sobald man das Wasser berührt, verschwindet seine Farbe. Aber sonst ist es grün.“

Die beiden Freunde setzten sich an ihren Platz am Ufer und sofort begannen sie vom Grün und ihren Erlebnissen, die noch ganz frisch waren, begeistert zu erzählen. Aber ihr Gespräch war ein Durcheinander, chaotisch und unruhig. Jeder fiel dem anderen ins Wort. Oft sprachen sie gleichzeitig. Emir war begeistert, dass er es geschafft hatte, im Wasser auf seinen Händen zu stehen, während Ismet fasziniert davon sprach, wie es sich anfühlte, schwerelos zu gleiten. Aber keiner hörte dem anderen wirklich zu. Emir bekam nicht mit, dass Ismet sich vorgenommen hatte, beim Tauchen die Augen zu öffnen – vielleicht sogar einen kleinen Fisch zu fangen. Und Ismet hörte nicht, dass Emir beim nächsten Mal von einem noch höheren Felsen springen wollte.

Sie waren so in ihre Geschichten vertieft, dass sie den älteren Jungen in ihrer Nähe gar nicht bemerkten. Erst als ein lauter Schlag die Luft zerriss, schreckten sie auf.

Ismet riss den Kopf hoch und drehte sich blitzschnell um. Seine Augen blieben kurz erschrocken an dem Jungen haften, doch dann folgte er dessen Blick. Dort, direkt neben ihm, lag eine Schlange, in zwei Stücke gerissen. Die beiden Hälften zuckten noch, wanden sich wild. Ihre glatte, bräunliche Haut leuchtete unnatürlich gegen das Grau der Steine.

„Ach!“

Mit einem lauten Aufschrei sprang Ismet zurück, nicht nur einen, sondern drei, vier Schritte. Sein Herz hämmerte wie wild in seiner Brust. Die Schlange war lebendig. Zweifach lebendig. Ihr Maul klaffte weit auf. Und sie war nicht klein, nicht kurz, sie war länger als sein Bein!

„Ismet!“, rief Emir. „Hat sie dich gebissen?“

Ismet konnte nicht antworten. Es war, als wäre er taub. Mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen, das Gesicht leichenblass, starrte er seinen Retter an, dann wieder die Schlange. Er konnte sich nicht rühren, stand da wie erstarrt. Der ältere Junge warf weitere Steine auf das Tier, und erst als nur noch das kalte Grau der Steine sichtbar war, lockerte sich Ismets Körper ein wenig. Seine Knie zitterten so stark, dass er sich hinsetzen musste. Sie hielten ihn kaum noch. Und er fror. Furchtbar. Bis ins Mark.

„Du kannst froh sein, dass ich sie gesehen habe.“

Ismet hob den Blick. Seine Sicht war etwas verschwommen. Der Junge vor ihm war kaum mehr als ein Schatten. Erst als sein Blick auf die dicke Narbe fiel, die sich quer über den Bauch zog, erkannte er seinen Retter.

„Eigentlich hatte ich hier nichts verloren“, sagte der Ältere beiläufig. „Ich wollte nur ein bisschen spazieren gehen. Aber glaube mir, du wärst jetzt richtig in Schwierigkeiten, wenn ich nicht hier gewesen wäre. In wirklich richtig großen Schwierigkeiten!“

Der ernste Ausdruck auf seinem Gesicht ließ keinen Zweifel daran, dass er es genau so meinte. Ismet aber konnte nichts erwidern. Er starrte ihn nur regungslos an.

Lange Minuten vergingen, bevor er langsam wieder zu sich kam. Sein Magen beruhigte sich wie durch ein Wunder. Aber der Rest seines Körpers brauchte mehr Zeit. Viel mehr. Das Zittern seiner Glieder und die eisige Kälte wollten nicht weichen. Beides war unangenehm, aber am quälendsten war die Anspannung, die ihn fest im Griff hatte. Dieses beklemmende Gefühl, unaufhörlich in Gefahr zu sein. Mit weit aufgerissenen Augen sah er sich um. Die dunklen Löcher in den Felswänden. Der Steinhäufen. Plötzlich schien Gefahr überall zu lauern, aus

tausend Ecken, aus dem winzigsten Spalt hinter dem kleinsten Felsbrocken. Überall war es auf einmal bedrohlich. Und was er nicht sah, war noch furchteinflößender.

Vor seinem inneren Auge blitzten grauenhafte Bilder auf: das klaffende Maul der Schlange, das rosige, trügerische Glühen in ihren Augen, die glatte, unheilvoll glänzende Haut. Wie schrecklich wäre es gewesen, wenn sie ihn gebissen hätte!

Sie hatten den Ort, an dem sie gegessen hatten, längst hinter sich gelassen. Es war ein verfluchter Ort, nie wieder würden sie dorthin zurückkehren, geschweige denn sich dort aufhalten. Und der Gedanke an einen weiteren Tauchgang kam ihnen jetzt absolut töricht vor. Nein, sie hatten genug von diesem Grün gesehen. Mehr als genug.

Die Schatten des schrecklichen Vorfalls hatten sich über alle guten Erinnerungen gelegt. Jetzt warteten sie nur noch darauf, dass ihre Beine wieder stark genug waren, um diesen Ort zu verlassen. Fest mussten ihre Schritte auf dem Weg flussabwärts sein, fest und vorsichtig, und ihre Augen mussten wachsam bleiben.

Während sie warteten, konnten sie den Blick nicht von Ismets Retter abwenden. Er schwamm wieder im Wasser, lachte, als wäre nichts geschehen.

„Los! Lasst uns noch einen Wettkampf machen! Diesmal schlage ich euch im Tauchen!“, rief er seinen Freunden zu.

Der Rückweg dauerte weit länger, als sie erwartet hatten. Die hohen Klippen und das fehlende Licht gaben ihnen das Gefühl als wären sie gefangen. Schritt für Schritt tasteten sie sich voran, vorsichtiger als je zuvor.

Sie sahen mehr als am Morgen. Viel mehr. Überall klafften neue Löcher auf dem Weg, viel mehr Bedrohungen. Die Schatten schienen dunkler, die Steine gefährlicher. Wie leichtsinnig sie am Morgen gewesen waren, wie dumm. Fast jeder Felsvorsprung schien jetzt etwas Bedrohliches an sich zu haben, jeder Stein auf ihrem Weg barg eine unbekannte Gefahr. Und all die zischenden Geräusche – hatten sie die am Morgen auch schon gehört?

Sie beschleunigten ihr Tempo, sobald das Sonnenlicht durch die Schlucht drang. Der Ort, an dem sie gestern gewesen waren, war nun zum Greifen nahe, ein Ort ohne hohe Felswände ringsum.

Erleichterung durchströmte sie, als sie sich auf die Böschung setzten. Vor ihnen tobten und spielten einige Jungen lautstark im seichten Wasser. Ausgelassen und glücklich.

Während Emir mit leerem Blick vor sich hin starrte, ließ Ismet den seinen über das schmale Tor der Schlucht gleiten, aus dem der Fluss hervorbrach, bevor er sich in ruhigeren, breiteren Strömungen verlor. Er war heute zum ersten Mal in seinem Leben durch dieses Tor gegangen und die Welt, die sich vor ihm auftat, hatte ihm sowohl ihre schönen als auch ihre hässlichen Seiten gezeigt. Aber er konnte sich nur an letztere erinnern, zumindest in diesem Augenblick. Er war in diese Welt eingetreten, und nur Gott wusste, ob er je wieder dorthin zurückkehren würde.

Doch als Ismet die Schatten zwischen den hohen Klippen betrachtete, schoben sich langsam andere Bilder in sein Gedächtnis. Sie schoben sich leise zwischen die Momente des Schreckens, sanfter, heller. Er erinnerte sich an das Gesicht des Jungen, der ihn gerettet hatte, daran, mit welcher Entschlossenheit, mit welchem Mut er die Schlange getötet hatte, an den ernsten Ausdruck in seinen Augen, an den besorgten Ton in seiner Stimme, als er davon sprach, was alles hätte geschehen können. Dieser Junge war zweifellos einer dieser Helden, von denen er gehört hatte. Einer von denen, die alle bewunderten. Und Ismet hatte es bereits gespürt, lange bevor die Schlange aufgetaucht war. Dieser Junge war anders, er hatte etwas Besonderes an sich. Nicht nur, weil er so gut schwimmen konnte. Sondern wegen etwas, das sich nicht so leicht benennen lässt.

„Emir ...“ wandte er sich nach einem Moment des Nachdenkens an seinen Freund. „Weißt du, wie der Junge heißt, der mich gerettet hat, der die Schlange getötet hat? Seine Haut ist dunkler, vielleicht ist er ein Zigeuner?“

„Ach!“ Emir verzog das Gesicht. „Ich weiß nicht, wie er heißt. Aber ich weiß, dass er ein Serbe ist.“

Ismet schaute ihn mit großen Augen erstaunt an.

„Ein Serbe? Woher weißt du das?“

„Ich weiß es einfach.“ Emirs Stimme klang ruhig, aber bestimmt. „Und er hat dich nicht gerettet. Ein Serbe würde das nie tun.“

Ismet warf ihm einen verwunderten Blick zu. Ein unbestimmtes Gefühl der Unruhe regte sich in ihm. Seine Stimme wurde fester, lauter.

„Aber er war es doch, der die Schlange getötet hat! Sie hätte mich sicher gebissen, wenn er nicht da gewesen wäre, ganz sicher!“

„Nein, Ismet!“, fuhr Emir ihn an, verärgert über den Tonfall seines Freundes. „Ich hätte die Schlange auch gesehen und sie getötet! Und dieser Junge? Er hat die Steine nur aus Spaß nach ihr geworfen, nicht deinetwegen!“

Er schüttelte den Kopf, seine Gesichtszüge verhärteten sich vor Wut.

„Glaubst du wirklich, dass er da war, um dich zu retten? Ach, Ismet, du bist so dumm!“

Eine unangenehme Stille breitete sich zwischen den beiden Freunden aus. Sie saßen zwar nebeneinander, aber es war, als stünde eine Mauer zwischen ihnen. Emir schüttelte immer wieder den Kopf und stieß ab und zu einen tiefen Seufzer aus, offensichtlich immer noch wütend. Und Ismet hörte jeden dieser Seufzer nur allzu deutlich.

Es war Schuld, die schwer auf Ismet lastete, während er neben seinem Freund saß. Jetzt erinnerte er sich daran, wie Emir ihn vor ein paar Wochen zurechtgewiesen hatte, weil er Ivana, ein serbisches Mädchen aus seiner Klasse, begrüßt hatte. Er erinnerte sich daran, was sein Freund ihm damals über die Serben erzählt hatte. Für sie, die Bosniaken, waren die Serben die Feinde, genau wie für alle anderen Christen auch. Das Beste, was man in ihrer Gegenwart tun konnte, war, sich zurückzuhalten und wachsam zu bleiben. Ihnen zu vertrauen, mit ihnen befreundet zu sein, das war gefährlich, inakzeptabel, eine unverzeihliche Sünde. Emirs Worte, die von damals und die, die er gerade gehört hatte, hallten in Ismets Ohren wider, während er reglos neben seinem Freund saß, schweigend, schuldbewusst.

„Komm, wir gehen jetzt!“, drängte Emir plötzlich und sprang auf. „Ich habe wirklich Hunger.“

Als ihre Füße sie vom Fluss wegführten, drehte sich Ismet um und blickte zurück zum Tor der Schlucht. Etwas, das er dort sah, ließ sein Herz unruhig schlagen: Eine Gruppe älterer Jungen trat aus dem Tor, und für einen Moment war er sicher, dass er unter ihnen seinen Retter erkannte, den Serben.

Schweigend liefen sie nebeneinander her, bis sie die Hauptstraße ihrer Stadt erreichten, wo ein imposantes Denkmal aufragte. Morgen würde es hier kein Treffen geben. Und keiner von beiden wusste, wann sie das nächste Mal zum Fluss gehen würden. Kurz bevor sie sich verabschiedeten, drehte sich Emir noch einmal zu Ismet um. Er erinnerte ihn daran, dass sie ihren Eltern nichts von dem Ausflug zum Grün erzählen durften. Schon gar nicht von der Schlange.

„Von heute an“, sagte er mit fester, entschlossener Stimme, „wird nur noch Gutes über das Grün erzählt. Und das auch nur engen Freunden. Verstanden?“ Er wartete einen Moment, dann nickte er. „Gut. Also dann, Ismet. Bis später.“

Die beiden Freunde gaben sich die Hand und dann ging jeder seines Weges.

## Kapitel 2

Es war ein heißer Sommernachmittag. Und Ismet spürte bald, dass die Wärme nicht nur von der Sonne kam, sondern auch von der aufgeheizten Straße unter seinen Füßen. Er streifte seine Sandalen ab, als er eine saubere Wegstrecke erreichte, und seufzte leise, als die wohltuende Wärme seine nassen, runzligen Fußsohlen umschloss. Ein Pferdewagen fuhr an ihm vorbei. Als er sah, mit welcher körperlichen Anstrengung das Tier die Last zog, empfand er Mitleid mit ihm. Er erinnerte sich an eine alte Legende darüber, wie diese Stadt zu ihrem Namen gekommen war: Tutin. Einst, so erzählte man sich, sei eine gewaltige Kavallerie mit donnernden Hufen hindurchgeritten. Hunderte von Jahren war das her. Wie groß mag diese Kavallerie gewesen sein? Bestimmt riesig. Er würde gern ein Bild davon sehen. Vielleicht hatten die Schulen solche Schätze in ihren Bibliotheken.

Als Ismet in die Straße einbog, in der das Haus seiner Eltern lag, hörte er einen sanften, angenehmen Klang, der ihn mitten in der Bewegung innehalten ließ. Eine Stimme, bei deren Klang er sich nach Osten wandte und die Hände zum Gebet erhob. Der Ruf des Muezzins. Und auch diesmal antwortete er mit einem demütigen Gebet. Gerade als er seine Dankbarkeit ausdrücken wollte, blieben ihm die Worte im Hals stecken. Die Bilder kehrten zurück. Er dachte an den Jungen, der ihn gerettet hatte. An Emir und seine letzten Worte. Und wieder regte sich ein Unbehagen in ihm, ein stiller Kampf in seinem Herzen.

Bald erreichte Ismet sein Zuhause. Er dachte immer noch an die letzten Worte von Emir. Zögernd trat er ans Hoftor. Nein, er würde seinen Eltern nichts von dem Grün erzählen. Nicht einmal, dass er mit Emir im seichten Wasser geschwommen war, obwohl er dazu ihre Erlaubnis hatte. Nein, am besten sagte er gar nichts.

Seine Mutter Refida stand im Hof. Sie war gerade mit einem Stapel Čilims – kleinen, traditionellen bosnischen Teppichen – beschäftigt, doch als ihr Sohn näherkam, wandte sie ihm sofort ihre volle Aufmerksamkeit zu. Sie bemerkte, dass sein Haar noch etwas feucht war und dass seine Augen ein wenig unsicher wirkten, als er sie ansah.

„Wo warst du, Ismet?“, fragte sie. „Schwimmen mit Emir?“

Sie trat näher an ihren Sohn heran, betrachtete ihn genau und bemerkte eine blasse, kreisförmige Stelle auf seiner Haut, als hätte dort Wasser besonders lange gestanden oder als wäre die Sonne nicht dorthin gekommen.

„Wir hatten, wenn ich mich richtig erinnere, vereinbart, dass du nicht tauchst, oder?“

Ismet nickte beschämt und wandte den Blick ab.

„Kannst du mir jetzt bitte helfen?“, fragte Refida, ohne weiter nachzuboahren. „Nimm den obersten Çilim und bring ihn ins Haus.“

Er trat an den Stapel heran, erleichtert, dass seine Mutter keine weiteren Fragen stellte. Während er nach dem Teppich griff, fragte er sich, warum ausgerechnet dieser mitgenommen werden sollte. War es das Muster? Die Farben? Doch noch bevor seine Finger den Teppich berühren konnten, zerriss ein entsetzlich lauter Knall die Luft, abrupt und mit überwältigender Wucht. Die Fensterscheiben des Hauses klirrten. Ein stechender Schmerz schoss durch seine Ohren, ein scharfer Stich, der sich mit einem zweiten, noch heftigeren Knall verdoppelte. Er stürzte zu Boden und presste die Handflächen so fest er nur konnte gegen seine Ohren.

„Ismet!“, schrie Refida. „Ismet!“

Ismet war entsetzt. Da er nicht wusste, was geschah, wehrte er sich sogar gegen die Hände seiner Mutter, die versuchte, ihn vom Boden hochzuheben.

„Steh auf, Ismet! Steh auf!“, rief Refida mit panischer Stimme. „Ich bin es! Mein Sohn, ich, deine Mutter!“

Durch den Nebel, der sich über seine Augen gelegt hatte, erkannte er sie endlich. Er ergriff ihre Hand und hielt sich an ihr fest. Er zog sich hoch. Dann rannte er. Drehte sich immer wieder um den Blick zum Himmel gerichtet, dorthin, woher die Gefahr kam. Mit rasendem Herzen stürmte er auf die Tür des Hauses zu, die Schutz versprach. Sein Blick flog gehetzt hin und her, zwischen dem bedrohlichen Himmel und der rettenden Schwelle.

Sein Vater Sadik, nahm ihn in die Arme, gerade als er ins Haus stürzen wollte. Auch ihn hatte der Lärm aufgeschreckt, hatte ihn hinausgetrieben. Als er aber den Ausdruck auf dem Gesicht

seines Sohnes sah, fuhr ihm der Schreck bis ins tief ins Mark. So blass hatte er ihn noch nie gesehen, so weit aufgerissene Augen, so viel Angst.

Schnell brachte er den Jungen ins Haus und schloss die Tür hinter sich, gerade als ein weiterer gellender Ton den Himmel über ihrem Haus zerriss.

Die Eltern taten ihr Bestes, um ihn zu beruhigen, nachdem die Flugzeuge verschwunden waren. Jetzt war es besser. Er war nicht mehr draußen, sondern hatte seinen Vater und seine Mutter an der Seite und war geborgen hinter den Mauern des Hauses. Doch sicher fühlte er sich noch lange nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er aus dem Fenster, zuckte bei jedem noch so kleinen Geräusch zusammen. Der Anblick eines Vogels am Himmel ließ ihn die Zähne aufeinanderbeißen. Seine Hände zitterten noch immer, seine Knie auch. Das Echo des ohrenbetäubenden Lärms vibrierte noch in seinen Ohren.

Immer wieder wanderte sein Blick suchend umher, als würde er nach jemandem Ausschau halten, nach einer tröstenden Hand, einem beruhigenden Wort, einer Antwort auf all die Fragen, die rastlos durch seinen Kopf rasten. Was war das für ein Geräusch? Würde es wiederkommen? So heftig wie zuvor oder noch schlimmer? Wo könnte er sich verstecken, wenn es erneut kam? Vor seinem inneren Auge blitzten die Bilder auf: Die Hand seiner Mutter, sein Lauf, das Flugzeug, das angsterfüllte Gesicht seines Vaters.

Später, als es Zeit zum Schlafengehen war und er sich an alle Einzelheiten des seltsamen Vorfalls erinnern konnte, versuchte Ismet, das Erlebte zu ordnen. Je länger er darüber nachdachte, desto größer wurde seine Verwirrung. Sein Vater hatte ihm versichert, dass er sich keine Sorgen machen müsse. Die Flugzeuge gehörten zu ihrem Land, zu Jugoslawien. Es sei nur eine militärische Übung gewesen, die Piloten hätten neue Tragflächen getestet.

Ismet stellte keine weiteren Fragen. Allein in der Stille seines Herzens fiel es ihm schwer, zu glauben, was man ihm gesagt hatte. Er lag da und dachte über die Erklärung seines Vaters nach. Wort für Wort. Nein. Da war zu viel Widerspruch zwischen dem, was gesagt wurde, und der Art, wie es gesagt wurde. Wenn das alles so harmlos war, warum war sein Vater dann so besorgt? Und erst recht seine Mutter mit ihren weit aufgerissenen Augen und ihrer zitternden Stimme. Und warum waren sie so verzweifelt und hatten ihm immer wieder die gleichen Erklärungen gegeben, hundertmal, als ob sie nicht ihn, sondern sich selbst beruhigen wollten?

Über eine Stunde kämpfte der Junge gegen die Verwirrung an. Doch der Schlaf wollte nicht kommen. Schließlich gab er auf, schob die Decke beiseite und glitt aus dem Bett. Leise schlich er im Flur in Richtung Wohnzimmer, wo er das gedämpfte Gemurmel seiner Eltern hörte. Als er vor der Wohnzimmertür stand, drangen Worte an sein Ohr, die sein Herz erstarren ließen. Er stand reglos da, jeder Muskel angespannt, und lauschte mit angehaltenem Atem.

„Es waren die Serben, Sadik!“ Refidas Stimme drang zu ihm durch, voller Angst, voller Verzweiflung, als wolle sie ihren Mann an eine schreckliche Wahrheit erinnern, die er nicht wahrhaben wollte. „Und alles wiederholt sich – siehst du es nicht? Kroatien stand vor nicht allzu langer Zeit in Flammen, Bosnien brennt in diesem Moment, und glaubst du wirklich, die Serben werden den Sandžak verschonen? Ihr eigenes Gebiet, in dem die Nichtserben die Mehrheit bilden?“ Ismet hielt den Atem an. Er spürte die Angst seiner Mutter tief in sich, eine Angst, wie er sie noch nie zuvor empfunden hatte. Noch nie hatte er sich so hilflos, so verwundbar gefühlt.

„Ich glaube, bei uns wird es anders sein“, sagte Sadik und rang seiner Stimme Ruhe ab. „Wir leben in Serbien. Kroatien und Bosnien, das ist etwas anderes.“

„Aber den Serben kann man nicht trauen, Sadik! Die Geschichte hat es uns doch gelehrt, man kann ihnen einfach nicht trauen! Und unsere Leute wissen das, sie fliehen bereits. Unsere Nachbarn am Ende der Straße, die Fejzovićs, sind schon in die Türkei geflohen. Sollten wir nicht auch fliehen?“

Sadik schwieg einen Moment nachdenklich. Dann sagte er: „Wir sollten solche Entscheidungen nicht überstürzt treffen, Refida. Aber wir müssen wachsam bleiben. Und vor allem dürfen wir darüber nicht vor Ismet sprechen. Wir sollten auch keine Nachrichten schauen, wenn er dabei ist. Hast du gesehen, wie verängstigt er heute war, der arme Junge?“

Es fiel Ismet schwer, sich unbemerkt aus dem Flur zurückzuziehen, ohne gehört zu werden. Sein ganzer Körper zitterte vom Herzklopfen, als er in sein Zimmer zurückkehrte. Was er gerade gehört hatte, war mehr als eine Unterhaltung, es war ein enthülltes Geheimnis.

Zurück in seinem Zimmer lehnte er sich gegen die geschlossene Tür und ließ die Wucht der Entdeckung durch seinen Körper fließen. Die Worte seiner Eltern hallten in seinen Ohren nach,

wieder und wieder. Jetzt wusste er die Wahrheit über die Flugzeuge und darüber, was seine Eltern wirklich dachten. Wie verängstigt seine Mutter gewesen war, wie ihre Stimme gezittert hatte! Selbst sein Vater, den er kaum je aus der Fassung gebracht erlebt hatte, hatte Mühe gehabt, ruhig zu bleiben. Und sie hatten es beide vor ihm verbergen wollen. Sie würden es weiter tun. Sie würden ihn anlügen, falls so etwas noch einmal passierte. Jetzt war es zu spät.

Die Dunkelheit um ihn herum war undurchdringlich. Er trat ans Fenster, blickte hinaus und wunderte sich. Der Hof lag im Dunkeln, ebenso die Höfe der Nachbarn. Plötzlich legte sich ein beklemmendes Gefühl von Ernsthaftigkeit auf ihn, schwer wie eine dicke Decke. Vielleicht waren auch seine Nachbarn in die Türkei geflohen, so wie die Fejzovićs. Aber sie waren noch hier. Er und seine Eltern. Sie waren geblieben. Warum also war ihr Hof nicht beleuchtet?

Ein Schauer lief ihm über den Rücken, als ihm die unheimliche Stille um ihn herum deutlich wurde. Zum ersten Mal wurde ihm bewusst, dass es einen Feind gab, eine Gefahr, einen alten Feind, von dem er gerade erst erfahren hatte. Aber war das nicht schon das zweite Mal an diesem Tag, dass er von den Serben hörte, davon, wie schlimm sie waren? Emirs Worte und die Worte seiner Mutter verschmolzen in seinem Kopf. *Den Serben kann man nicht trauen.*

Ismet schlief wenig in dieser Nacht. Er wälzte sich unruhig in seinem Bett hin und her, misstrauisch, ruhelos. Was er von seinen Eltern gehört hatte, wiederholte sich unaufhörlich in seinen Gedanken, verfolgte ihn bis in seine unruhigen Träume und ließ ihn immer wieder aufschrecken.

Der neue Tag brachte keine Erleichterung. Ismet verbrachte ihn allein im Hof. Er durfte das Grundstück nicht verlassen und wurde gebeten, sich in der Nähe des Hauses aufzuhalten. Immer wieder kam Refida aus dem Haus, um nach ihm zu sehen, und jedes Mal war sie beunruhigt, wenn sie ihn nicht sofort entdecken konnte.

„Bleib in der Nähe, Ismet“, ermahnte sie ihn. „Dein Vater hat es dir gesagt, erinnerst du dich?“

Wie ihm aufgetragen worden war, spielte der Junge die meiste Zeit vor dem Haus. Allein, gelangweilt, genervt von dem alten Dreirad, das ihm längst zu klein geworden war, versuchte er, sich neue Spiele auszudenken. Er begann, Steine aufeinanderzustapeln, wollte daraus einen Würfel bauen. Aber kaum stand er, riss er ihn wieder ein, suchte nach größeren,

glatteren Steinen und baute ihn wieder auf. Als er das geschafft hatte, versuchte er, etwas anderes zu bauen, eine Pyramide. Doch es wollte nicht so recht klappen. Mit traurigen Augen blickte er zu seinem Lieblingsspielplatz. Da am Zaun, im Schatten des Pflaumenbaums. Noch vor kurzem hatte er dort gespielt, hatte kleine Figuren aus Lehm geformt, ein winziges Männchen, eine klitzekleine Kuh, war dem Ball hinterhergelaufen, auf den Baum geklettert. Aber nicht heute. Heute konnte er nicht. Und er wusste auch, warum.

Wieder und wieder dachte er an die Flugzeuge, an die Angst seiner Eltern, an das Misstrauen seiner Mutter, an die Zurückhaltung seines Vaters. Jetzt, mit dem Abstand eines Tages, erschien ihm alles seltsam unwirklich wie ein Traum. Vorgestern war noch alles in Ordnung gewesen, die Spiele, die Freunde, die Eltern – aber dann plötzlich war alles anders. Es war, als wäre er in einem fremden Land aufgewacht. Einem Land, das ihm unbekannt war. Einem Land, das ihm feindlich erschien und in dem er alles neu lernen musste.

Viele Fragen schossen ihm durch den Kopf. Wer waren die Serben, wer die Kroaten und wer sie, die Bosniaken? Seit wann hassten sich diese Menschen? Hatte das alles vor hundert Jahren begonnen? Oder vor zweihundert? Und warum lebten sie überhaupt schon so lange zusammen, wenn sie sich so sehr hassten?

Er konnte keine dieser Fragen beantworten. Aber er war dankbar, dass er jemanden kannte, der ihm helfen konnte, jemanden, der, wie sich jetzt herausstellte, über alles Bescheid wusste. Sein Freund Emir würde es ihm erklären. Er wusste, wer die Serben waren.

Nach einer Weile erschien sein Vater am Tor. Ismet hatte ihn nicht so früh erwartet – kurz nachdem er sein tägliches Stück Obst gegessen hatte. Es überraschte ihn auch, dass sein Vater länger als sonst bei ihm blieb, bevor er ins Haus ging. Der Junge genoss die Minuten, die sie gemeinsam mit dem Bau des Steinwürfels verbrachten.

„Vielleicht könntest du eines Tages Architekt werden“, lobte sein Vater ihn. „Wäre das was für dich?“

Ismet lächelte. Er wusste nicht genau, was ein Architekt war, aber es klang gut. Also nickte er.

Dann bat ihn Sadik etwas eindringlicher, mit ins Haus zu kommen. Aber Ismet brauchte noch ein paar Minuten, um den Steinwürfel fertigzustellen. Diese Zeit wurde ihm gegeben.

„Aber nur zehn Minuten, einverstanden?“

Mit der Hilfe seines Vaters nahm der Würfel langsam die Form eines winzigen Wohnhauses an und Ismet ließ sich von den letzten Handgriffen mitreißen. Es fühlte sich gut an, einen Schornstein auf die Konstruktion zu setzen, die Terrassen zu improvisieren, die Fahrzeuge vor den Eingang zu stellen, einen ungewöhnlich großen Hausmeister aus Lehm vor das Haus zu platzieren. Wäre nicht ihr Nachbar Ramo in den Hof gekommen, hätte der Junge vergessen, was er seinem Vater versprochen hatte.

„Ah, Ismet ist hier!“, rief der Mann erfreut und lächelte ihn an. „Ismet, der ‚Reine‘, ‚der mit dem unfehlbaren Herzen““.

Auch Ismet lächelte. Ihm gefiel die Bemerkung, denn das war die Bedeutung seines Namens.

„Ist dein Vater zu Hause?“, fragte Ramo weiter. „Gut, ich möchte mit ihm sprechen.“

Der Besuch des Nachbarn verschaffte dem Jungen noch ein paar zusätzliche Minuten. Doch selbst die reichten nicht, um die Konstruktion perfekt zu machen. Er würde es später vollenden oder morgen. Jetzt musste er ins Haus. Aber was sollte er so lange in seinem Zimmer machen, allein, während Ramo im Haus mit seinem Vater sprach?

Vorsichtig ging er durch den Flur. Die Tür zum Wohnzimmer stand einen Spalt offen. Er hörte Ramos Stimme. Etwas in seiner Art zu sprechen, klang ungewohnt ernst. Aber das war nicht genug, um Ismet dazu zu bringen, stehen zu bleiben und zuzuhören. Erst als er das Wort „Flugzeug“ hörte, trat er näher an die Tür.

„Und es ist nicht das erste Mal, dass eine solche schleichende Eliminierung stattfindet“, sagte Ramo. „Schon in den 1960er-Jahren waren die Serben stark an solchen Versuchen beteiligt. Die Regierung stand damals dahinter, genau wie heute, 1992. Die Serben haben geschworen, uns zu vertreiben und ich fürchte, sie werden nicht aufhören, bis sie ihr Ziel erreicht haben.“

Die Worte waren Ismet nicht fremd. Die Details waren es.

„Ich verstehe deine Sorgen, Ramo“, begann Sadik, hustete leicht, selbst unzufrieden mit seinem wenig überzeugenden Tonfall. „Aber die Zeiten sind jetzt andere. Man kann nicht so

leicht einen Zusammenhang zu dem herstellen, was vor Jahrzehnten geschehen ist. Nein, ich werde nicht in die Türkei gehen und ich kann auch meine Familie nicht dorthin schicken. Ich glaube, dass das alles bald ein Ende haben wird und für uns alle gut ausgehen wird.“

„Aber Sadik, bitte! Denk an Ismet!“

Der Junge glaubte, in diesem Moment die Stimme seiner Mutter zu hören. Kein weiteres Wort fiel, nachdem sein Name genannt worden war. Doch das Geräusch, das folgte, erschütterte ihn bis ins Mark: Zum ersten Mal in seinem jungen Leben hörte er seine Mutter weinen.

Ismet presste seine Lippen fester zusammen und widerstand dem Drang, sich zu bewegen, tiefer zu atmen. Er hörte weiter zu, regungslos verharrte er und ertrug den Schmerz in seiner Kehle. Es dauerte eine Weile, bis Ramos Stimme wieder erklang, ebenso ernst, ebenso fest.

„Du bist zu optimistisch, Sadik. Aber erinnerst du dich an all die Bosniaken, die noch vor wenigen Monaten glaubten, die Serben würden sie nicht angreifen? Dass Bosnien verschont bleiben würde? Wenn du die Nachrichten sehen würdest, dann wüsstest du, dass sie Opfer grausamster Folterungen durch die Serben geworden sind. Und wir, die Bosniaken aus Sandžak, sind ein leichtes Ziel, Sadik, da wir uns schon auf ihrem Territorium befinden. Für die Serben sind wir nichts weiter als ein Rudel rädiger Hunde, die sie loswerden wollen.“

Ismets Hände begannen unkontrolliert zu zittern. Er hörte etwas im Wohnzimmer. Ein Zeichen, dass er in sein Zimmer zurückmusste. Seine Knie waren weich, sein ganzer Körper bebte, aber er zwang sich dazu, sich zu bewegen.

Er hatte noch nie ein solches Gefühl gespürt. Heiße und kalte Wellen durchströmten ihn, wechselten sich auf ihrem Weg durch seinen Körper rasch ab, ließen sein Herz wild schlagen. Zurück in seinem Zimmer atmete er freier, der Schmerz ließ etwas nach. Doch von dem, was er gehört hatte, konnte er sich nicht lösen. Nein, darauf war er nicht vorbereitet gewesen. Innerhalb eines Atemzuges hatte die Situation einen Ernst angenommen, den er einen Augenblick zuvor nicht für möglich gehalten hätte, eine Frage von Leben und Tod.

Der Schatten der Verwirrung legte sich wie ein schwerer Mantel über den Jungen. Immer wieder dröhnten die Worte in seinen Ohren, Ramos eindringliche Warnungen, die zögerlichen Beschwichtigungen seines Vaters, das Weinen seiner Mutter. Verzweifelt klammerte er sich

an die Hoffnung, die sein Vater ausgesprochen hatte: Dass die Vergangenheit vorbei sei, dass sich bald alles zum Guten wenden würde. Doch es fiel ihm schwer, diesen Worten Glauben zu schenken, nicht nur, weil Ramo und seine Mutter das anders sahen. Allein die Art, wie sein Vater seine Worte ausgesprochen hatte – dieser feine, zitternde Unterton des Zweifels in seiner eigenen Stimme. Seine eigenen Worte gaben ihm keinen Halt, ließen kein Vertrauen zu.

Wie fremd ihm diese neue Welt war. Erst gestern hatte er erfahren, dass die uralte Feindschaft zwischen Bosniaken und Serben nichts Neues war. Während er glaubte, seit dem letzten Konflikt seien Jahrhunderte vergangen, erfuhr er heute, dass die Serben noch vor wenigen Jahrzehnten fest entschlossen waren, sein Volk auszulöschen, mit der Wurzel auszurotten.

Es war ein furchtbarer Gedanke, zu wissen, dass die Verfolgung eine Art Markenzeichen des eigenen Volkes war. Dass man bekannt war als Opfer, als jemand, den man jagen musste, vertreiben musste. Wie Hunde, die man loswerden wollte.

Er konnte in dieser Nacht kaum schlafen. Erst in den frühen Morgenstunden fielen ihm für ein paar Stunden die Augen zu. Das Zimmer, in dem er lag, schien dunkler als je zuvor. Der Hof, das Haus, alles um ihn herum erschien ihm plötzlich fremd, entrückt, als wäre es nicht länger ein Teil von ihm. Tausend Fragen schossen ihm durch den Kopf. Was geschah mit der Welt? Er erkannte sie nicht wieder. Würde es einen Angriff geben? Würden er und seine Eltern vertrieben werden? Würde ihr Haus in Flammen aufgehen? Was würde mit ihnen geschehen? Die Schluchzer seiner Mutter konnte er nicht vergessen. Nichts, was er jemals gehört oder erlebt hatte, hatte ihm ein solches Gefühl von Verzweiflung und Schwäche gegeben.

### Kapitel 3

Einige Tage später durfte Ismet wieder draußen auf dem Hof spielen. Zuerst hatte er seine Mutter um Erlaubnis gebeten, aber sie hatte es ihm verboten. Also wandte er sich an seinen Vater.

„Ja, du darfst gehen“, hatte sein Vater gesagt. „Aber geh nicht zu weit weg und bleib nicht zu lange. Denn wenn ich oder deine Mutter dich suchen müssen, wirst du die ganze Woche nicht mehr draußen auf dem Hof spielen dürfen. Verstanden?“

Ismet nutzte die Gelegenheit und lief zu einem nahe gelegenen Feld, auf dem sich die Jungen aus seiner Straße oft trafen, um Fußball zu spielen. Vielleicht würde er Emir dort treffen. Mehr als alles andere wollte er unbedingt mit ihm reden, ihn nach den Flugzeugen fragen, nach den Serben, die in die Türkei flohen. Emir wusste bestimmt die Antworten.

Zu seiner Enttäuschung spielten auf dem Feld nur viel ältere Jungen. Mitspielen konnte er nicht, denn beide Mannschaften hatten bereits genug Spieler. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als zuzusehen.

Das Spiel hatte gerade erst begonnen. Seine Lieblingsmannschaft bestand größtenteils aus Jungen aus seiner Nachbarschaft, mit denen er sich gut verstand. Mit Bewunderung verfolgte er das Spiel, fieberte jedes Mal mit, wenn der Ball dem Tor der gegnerischen Mannschaft gefährlich nah kam. Er hielt den Atem an, bereit, laut zu jubeln. Seinem Vater hatte er gesagt, er wolle Architekt werden, aber eigentlich wollte er auch Fußballspieler werden. Einer, den alle bewunderten. Einer, der die meisten Tore schoss. Mit Spannung beobachtete er die älteren Jungen. Wie geschickt sie den Ball führten! Es war, als würde er ihnen gehorchen, als wäre er lebendig, als kehrte er immer wieder zum selben Spieler zurück. Vielleicht würde er eines Tages den Ball genauso gut beherrschen. Vielleicht würde er sogar eine besondere Verbindung zu ihm haben. Vielleicht.

Während er dem Spiel zusah, kam eine bekannte Gestalt auf ihn zu. Er freute sich, Emir zu sehen. Aber er war nicht allein. Als Ismet den Jungen neben ihm erkannte, verspürte er ein leichtes Unbehagen. Ado. Ismet beschloss, die Fragen später zu stellen, wenn Emir und er alleine wären. Er würde in Ados Gegenwart nichts fragen. Er kannte ihn nicht gut genug.

Die Freunde begrüßen sich und sprachen kurz über das Fußballspiel. Doch das Thema änderte sich schnell. Zu Ismets Überraschung hatten Emir und Ado offenbar schon über die Flugzeuge und die Flucht gesprochen und sofort merkte er, dass sie viel mehr wussten als er. Still lauschte er ihren Worten. Es verblüffte ihn, mit welcher Aufregung sie über das sprachen, was sie gesehen und gehört hatten. Ihre Reaktion war völlig anders als seine. Keine Sorge, keine Angst.

„Und? Hast du die Flugzeuge gesehen? Hast du?“ Emir sprach schnell, drängend. „Okay. Aber weißt du auch, warum die Serben sie einsetzen? Weißt du das?“ Er wartete keine Antwort ab. „Sie wollen uns damit Angst einjagen, einschüchtern. Sie wollen uns dazu bringen, dass wir in die Türkei gehen, wo andere Muslime leben. Genau das sollten wir auch tun, denn wir können nicht mit den Serben zusammenleben!“

Ado, offenbar darauf bedacht, die Spannung noch weiter zu steigern, erzählte mit leuchtenden Augen, dass er die Flugzeuge tatsächlich gesehen habe. „Zwei waren es“, berichtete er. „Sie sind mehrmals über uns hinweggeflogen und ich habe jeden einzelnen Überflug beobachtet.“

Ismet hörte mit weit aufgerissenen Augen zu und sagte nichts. Er konnte nicht denken, nicht während Emir und Ado sprachen. Er ließ seine Fantasie die Lücken seiner eigenen Erfahrung füllen, ließ sie die fehlenden Bilder und Geräusche dort einsetzen, wo sie hingehörten. Und die Erzählungen von Emir und Ado schienen kein Ende zu nehmen.

Als sie mit den Flugzeugen fertig waren, begannen sie ihm von den Bildern des Krieges zu erzählen, die sie im Fernsehen gesehen hatten: Militäruniformen, Maschinengewehre, Panzer, zerstörte Häuser, Flüchtlinge, Opfer. Doch während all das, jeder Anblick und jedes Geräusch für Emir und Ado Aufregung bedeutete, löste es bei Ismet nur Besorgnis aus. Ihm fiel ein, was Ramo zu seinem Vater gesagt hatte. Er wusste genau, dass all diese Bilder aus Bosnien stammten und dass die Opfer, von denen sie sprachen, Bosniaken waren. Wie seine Freunde diesen entscheidenden Punkt, diese wichtige Information übersehen konnten, war für ihn schwer zu verstehen.

Mit geschärften Sinnen sog der Junge alles auf, was seiner kindlichen, unschuldigen Vorstellungskraft dargeboten wurde. Sein Atem wurde flacher, während sich die Bilder in seinem Kopf immer weiter auftürmten. Er glaubte, das Schlimmste bereits gehört zu haben,

als Ado von einem Heckenschützenopfer erzählte, einem bereits verwundeten Mann, der um Hilfe gerufen hatte, aber mit der nächsten Kugel ermordet wurde. Er irrte sich.

„Aber das, was man im Fernsehen sieht, ist noch lange nicht das Schlimmste“, sagte Emir zum Abschluss. „Weißt du, was die Serben noch tun?“ Seine Stimme wurde eindringlicher. „Wusstest du, dass sie Menschen in ihre Häuser einsperren und die Häuser dann in Brand stecken? Und während die Flammen lodern, stehen sie daneben, schauen zu und lachen. Sie singen sogar.“

„Und es gibt noch Schlimmeres!“, warf Ado sofort ein. „Sie zwingen auch die Eltern, ihre eigenen Babys in die Öfen zu stecken. Und wenn sie sich weigern, häuten sie sie bei lebendigem Leib.“

Ismet zuckte zusammen und starrte Ado an. Bei seinen letzten Worten hatte Ado die Haut an seiner Wange gepackt und sie zur Seite gezogen.

Inzwischen war das Fußballspiel zu Ende und die drei Jungen wurden eingeladen, beim nächsten mitzumachen. Während Emir und Ado, beides geschickte Spieler von den Mannschaftskapitänen sofort ausgewählt wurden, durfte Ismet erst nach Emirs hartnäckigem Drängen die Position des Torwarts übernehmen. Aber er war trotzdem dankbar für diese Gelegenheit und stellte sich stolz zwischen die beiden Steine, die das Tor markierten. Vielleicht durfte er später richtig mitspielen, wenn er sich erst einmal bewährt hätte.

Das Spiel interessierte ihn. Aber nur anfangs. Die anderen Jungen wirbelten über das Feld, leicht wie der Wind, jagten dem Ball mit einer Entschlossenheit hinterher, als hinge ihr Leben davon ab. Sie riefen einander zu, schrien vor Aufregung, wenn sie sich dem gegnerischen Tor näherten. Aber Ismet fühlte sich überraschend schnell seltsam gleichgültig. Tatsächlich war er schon kurz nach Spielbeginn mehr ein Zuschauer, der zufällig zwischen den beiden Steinen stand, kein Torwart, kein echter Mitspieler. Etwas Fremdes hatte sich in ihm eingenistet: eine seltsame Mischung aus Unbeholfenheit, Unaufmerksamkeit, einem Mangel an Kraft und Interesse, der ihn selbst überraschte.

Seine Gedanken rasten. Die letzte Stunde hatte einen Schatten über ihn geworfen, der ihm alle Energie raubte. Alles, was er vorhin von Emir und Ado gehört hatte, kreiste unaufhörlich

in seinen Gedanken. Ihre Worte waren heftig gewesen und jetzt vernebelten sie seinen Verstand, ließen seine Beine stolpern, machten ihn langsam, unachtsam, schwerfällig.

„Du kannst nicht mehr mit uns spielen!“, schimpfte der Kapitän seiner Mannschaft schließlich. „Sogar ein Mädchen hätte diesen Ball weggeschlagen! Und was hast du gemacht? Du hast nur zugesehen!“

Den ganzen Tag über kämpfte Ismet mit dem, was seine Freunde ihm erzählt hatten. Bilder – erfüllt von Feuer, getränkt von Blut – stürmten immer wieder auf ihn ein. Unermüdlich, unerbittlich drängten sie sich in seinen Kopf, flüsterten mit schaurigen Stimmen: Die Schreie verzweifelter Menschen, die in einem brennenden Haus eingesperrt waren. Das dumpfe, verzweifelte Schlagen ihrer Fäuste gegen die Tür. Und draußen das schreckliche, genüssliche Lachen derer, die zusahen und es auskosteten.

Immer wieder hörte er Ados Stimme, sah seine Geste, und mit jeder Erinnerung wurde der Abgrund tiefer, zog ihn tiefer in eine grauenvolle Welt, die sich aus diesen Geschichten in seinem Kopf gebildet hatte. Es war ein Schock für ihn, mehr als das. Verzweifelt versuchte er, sich davor zu retten. Vielleicht irrten sich Emir und Ado. Vielleicht war das, wovon sie sprachen, etwas, das vor vielen, vielen Jahren geschehen war, in einer Zeit, in der die Menschen unerträglich grausam waren. Warum sollte heute jemand andere Menschen in ein Haus einsperren und es dann in Brand stecken? Ein leeres Haus zum Einsturz bringen - das konnte er sich noch irgendwie vorstellen. Aber Menschen zu töten, Kinder, Babys - eine solche Grausamkeit konnte nicht wahr sein. Nein, das durfte nicht wahr sein. Nein, so etwas konnte in dieser Welt nicht vorkommen.

Und doch, je verzweifelter er mit seiner kindlichen Unschuld gegen die schrecklichen Bilder in seinem Kopf ankämpfte, desto mehr begann ein Teil von ihm zu glauben, dass sie wahr waren. Eine neue Realität, hart und erbarmungslos, deren Griff um ihn herum sich so bald nicht lockern würde.

Etwas hatte sich im Haus verändert. Angst und Ungewissheit hatten sich eingenistet, als wäre die Luft selbst schwerer geworden. Eine fremde, kalte Stille lag über allem – ungewohnt, bedrückend. Es war, als würde das Grauen, das ganz in der Nähe geschah, nur darauf warten,

über die eigene Schwelle zu treten. So nah, dass man es fast spüren konnte und doch fern genug, um die eigene Wirklichkeit noch nicht ganz zu durchdringen.

Eine Krankheit des Herzens hatte begonnen, von den Menschen des Balkans Besitz zu ergreifen. Diese alte Krankheit – der Wunsch, die Menschen einer anderen Nation auszulöschen. Ein halbes Jahrhundert lang hatte sie geruht, schien fast verschwunden, begraben unter den Jahren des Friedens. Aber nun erwachte sie wieder.

Plötzlich, mit der Last der ganzen Welt auf ihrem zarten Herzen, begann sich Ismets Mutter zu verändern. Sie gehörte zu jener Generation, deren Großväter noch vor wenigen Jahrzehnten gegen denselben Feind gekämpft hatten. Und nun wurde auch sie zum Opfer der unzähligen Gerüchte, die durch die Stadt geisterten, eines schrecklicher als das andere.

Langsam gewöhnte sich Ismet an ihren veränderten Blick, an Augen, die nicht mehr dieselben waren, die oft ins Leere starrten, gefangen in einer Welt dunkler Möglichkeiten, an ihre Stimme, die tief und von Angst erstickt war. Oft hatte er das Gefühl, dass sie sehr besorgt war, weit weg zu sein schien, selbst wenn sie neben ihm stand, als wäre ein Teil von ihr ständig woanders. Mal waren ihre Bewegungen fahrig, getrieben von einer Unruhe, die sie nicht abschütteln konnte. Dann wieder langsam, beinahe zögernd, als koste sie jede Handlung Überwindung. Ismet vermisste seine alte Mutter, ihr Lachen, ihre Lebendigkeit. Was konnte er tun? Die Angst hatte sich in ihr ausgebreitet, hatte sich in jede ihrer Gesten eingegraben, und er spürte sie von Stunde zu Stunde deutlicher. Sie zog sich zurück, mehr und mehr.

Früher hatten sie oft zusammen jemanden besucht, einen Nachbarn, einen Verwandten, gingen sogar in die Stadt, kauften etwas ein, einen gezuckerten Apfel, Zuckerwatte, ein Brötchen. Und jedes Mal kehrten sie glücklich nach Hause zurück. Doch in diesem Sommer verließ sie kaum noch das Haus. Zwar kümmerte sie sich weiterhin um Ismet, bemühte sich, ihm Wärme zu geben, aber es war nicht mehr dieselbe unbeschwerte Zuneigung, die er kannte. Etwas Trauriges lag darin, etwas, das ihn hilflos, hoffnungslos und schwach machte.

Aus Angst, da sie nun die Gefahr in der Luft spürte, die sie atmete, begann Refida Ismet immer stärker einzuschränken. Selten nur ließ sie ihn mit seinen Freunden spielen. Sie bestand darauf, dass er auf dem Hof blieb, und war jedes Mal verärgert, wenn Sadik ihm erlaubte, auf dem nahe gelegenen Feld zu spielen, was diesen oft dazu veranlasste, hinterher ein

zusätzliches Zeitlimit zu setzen. Und während Ismet fort war, wurde sie von unzähligen beunruhigenden Gedanken heimgesucht, genährt von den schrecklichen Geschichten, die sie gehört hatte. Eines Tages, als er sich verspätete, brach ihre Angst unkontrolliert aus ihr heraus.

„Ich will nicht, dass er noch länger auf dem Feld spielt!“, fuhr sie ihren Mann aufgebracht an.  
„Der Krieg kann jeden Moment beginnen, Sadik, und ich will nicht, dass dann mein Sohn nicht bei mir ist!“

Ein heftiger Schauer überlief den Jungen. Diese Worte ließen ihn begreifen, wie gefährlich die Situation geworden war, so direkt, so offen in der Stimme seiner Mutter.

Und doch, auch wenn der Schatten auf einer jugendlichen Unbeschwertheit mit jedem Tag dichter wurde, ließ sich Ismet nicht völlig davon erdrücken. Die unverwüstliche Verspieltheit seiner Kindheit trotzte der neuen Realität. Als wäre nichts gewesen, sog er so viel Freude wie möglich in sich auf, die Freude an seinen Freunden, an den Spielen, an den kleinen Abenteuern der Kindheit. Zwar musste sein Geist nicht zuletzt durch den Einfluss seiner Mutter einen Teil seiner Unbekümmertheit aufgeben, aber es blieb genügend Raum, um zu improvisieren und zu ersetzen, was ihm verloren gegangen war. Allein zu Hause, auf dem Hof oder in seinem Zimmer, versuchte Ismet sich zu beschäftigen, spielte mit Steinen und Ton, zeichnete Comicfiguren auf Transparentpapier und kolorierte sie sorgfältig.

Manchmal lud er Emir ein und gemeinsam spielten sie Murmeln oder sie nahmen sich die Werkzeuge seines Vaters und bauten ein winziges Vogelhäuschen aus Holz, nur um beim nächsten Mal eine noch bessere Version zu erschaffen.

Doch obwohl er sich die unschuldige Lebensfreude seiner Kindheit bewahrte, konnte er nicht mehr gleichgültig bleiben gegenüber dem, was um ihn herum geschah. Am Abend verdrängte etwas anderes, das ihm von Tag zu Tag wichtiger wurde, seinen Wunsch zu spielen. Er schlich sich hinter die Wohnzimmertür, lauschte heimlich, bohrte seinen Blick durch den Tabakrauch, unbeirrt, wachsam. Er verstand, wo Bosnien lag, verstand, was dort geschah, verstand auch, dass es sein eigenes Volk war, das nicht weit entfernt schutzlos der Gnade des serbischen Militärs ausgeliefert war. Viele verstörende Bilder blitzten vor seinen Augen auf, auf dem Fernsehbildschirm, in seinem Kopf: Unzählige Granaten, die auf eine brennende Stadt

zuflogen, einstürzende Minarette, verzweifelt schreiende Frauen und das Schlimmste von allem: blutüberströmte, leblose Körper, achtlos liegend in verlassenem Straßen.

Diese Bilder ließen ihn nicht los, nagten an ihm, beunruhigten ihn zutiefst. Aber er sprach nicht über seine Last. So wusste niemand, was er durchmachte. Alles staute sich in ihm auf, wurde schwerer, sank immer tiefer, bis der Druck begann, sich in seinem kleinen Körper auszubreiten. Er bekam Kopfschmerzen, wurde blass und aß kaum noch. Und als die Flugzeuge eines Tages erneut über den Hof donnerten, diesmal so nah, dass er jedes Detail erkennen konnte, traf ihn die Wucht der Qualen so heftig, dass er krank wurde und zwei Tage lang das Bett nicht verlassen konnte. Mitten in all dem jeden Tag aufs Neue konfrontiert mit den Schrecken des Krieges und dem Leid der Bosniaken, begannen sich Ismets Vorstellungen von der Welt und den Menschen zu verändern. Die Serben waren der Feind, davon war er mehr und mehr überzeugt, Menschen, mit denen sie sich nie gut verstanden hatten, mit denen sie sich nie gut verstehen konnten. Immer wieder kehrte in solchen Momenten die Erinnerung an den Vorfall mit der Schlange zurück. Dann überkam ihn dieses nagende Schuldgefühl. Wie hatte er nur so blind sein können? Wie hatte er auch nur einen Moment lang glauben können, ein Serbe hätte ihn gerettet?

\*

Mit dem Ende des Sommers endeten auch die Ferien für die Kinder dieses Ortes. Die ersten Schulwochen bedeuteten für die meisten Freude. Es tat gut, nach Monaten die alten Freunde wiederzusehen, mit ihnen alte und neue Spiele zu spielen, zu reden und zu lachen. Der Sommer war schön gewesen, eine Zeit der Freiheit, ohne Pflichten, doch in der Schule gab es mehr Freunde, mehr Abwechslung, und das machte einen Unterschied. Zumindest, solange die Tage noch warm waren.

Ohne die erdrückende Obhut seiner Mutter und ihre ständige Überwachung fühlte sich Ismet viel freier, viel besser. Er und Emir hatten viele Freunde, mit denen sie in der Schule ihre Zeit verbrachten. Sie spielten Fußball auf dem Schulhof, jagten einander über den Platz, wetteiferten in kleinen Spielen, sogar in solchen, bei denen es um Zahlen ging, um das schnelle Rechnen, eine neue Herausforderung für sie. Wie herrlich es war, wieder mit anderen zu spielen, von zu Hause weg zu sein, frei herumzurennen, andere zu jagen und selbst gejagt zu

werden, zu schreien, zu lachen! Ja, das Lesen war anstrengend, das Rechnen auch. Aber hier zu sein, in der Schule, war allemal besser, als allein zu Hause zu sitzen.

Ismet genoss die ersten Tage in vollen Zügen, die Freunde, die Spiele, das Gefühl von Freiheit. Jedoch irgendetwas ließ ihn diese neu gewonnene Freiheit immer wieder vergessen, ließ ihn innehalten, nachdenken, sich seltsam zurückziehen. Er saß neben Ivana, einem serbischen Mädchen. Noch vor ein paar Monaten waren sie Freunde gewesen, hatten miteinander geredet, gelacht. Aber jetzt stand er neben ihr, als wäre sie eine völlig Fremde oder mehr noch, eine Feindin. Nein, es gab keinen bestimmten Grund für seine Feindseligkeit ihr gegenüber. Tatsächlich hatten sie noch kein Wort miteinander gewechselt und doch spürte Ismet, dass sie die Macht hatte, seine fröhlichsten Momente zu durchdringen und sie ihm zu verderben. Er sah sie nicht mehr mit denselben Augen wie früher. Er sah sie durch die Linse all dessen, was in der Zwischenzeit geschehen war. Sie war ein serbisches Mädchen und das allein machte sie weit weniger zu einer Freundin als früher.

Die Tage vergingen und der Schulalltag nahm mit all seinen Verpflichtungen seinen gewohnten Lauf. Die einst lebhaften Gänge wurden leiser, gedämpfter, jetzt, da die Hausaufgaben regelmäßig auf dem Stundenplan standen, jetzt, da die ersten Noten vergeben wurden. Damit wuchsen die Sorgen für diejenigen, denen Lesen und Rechnen noch immer fremd waren – ein Spiel, das sie noch nicht beherrschten. Emir und Ismet gehörten zu denen, die sich schwertaten. Zwar schnitt Ismet besser ab als Emir, hatte bessere Noten als er, wurde gelegentlich sogar vom Lehrer gelobt. Aber auch für ihn fühlte sich das Lernen an, als würde er sich durch ein Meer aus Zahlen und Buchstaben kämpfen, mühsam Schritt für Schritt.

So blieb den beiden Freunden eines Morgens, als die Hausaufgaben abgegeben werden sollten, keine andere Wahl, als sich auf die Arbeit anderer zu verlassen. Die Aufgaben waren tatsächlich knifflig – zumindest ließ die Anzahl der Schüler, die sich gegenseitig abschrieben, darauf schließen.

„Ist das eine Zwei oder eine Neun, Ismet?“

Sie saßen an ihren Tischen, die Köpfe dicht über das Blatt gebeugt, das vor ihnen lag, die Hausaufgabe eines anderen Kindes. Emir hatte sie besorgt, und nun waren sie eifrig dabei, sie

abzuschreiben. Gleich würde der Unterricht beginnen. Emir war als Erster fertig. Er verstand nicht, warum Ismet sich so viel Zeit ließ, jede Zahl genau zu entziffern, aber er wartete.

„Wem gehört das eigentlich?“, fragte Ismet schließlich, während er noch die letzten Zahlen abschrieb. „Es ist ordentlich geschrieben, und alles scheint richtig zu sein. Wer gibt sich so viel Mühe mit diesen Aufgaben?“

„Ivana“, antwortete Emir. „Sie ist richtig gut in Mathe. Wir sollten immer von ihr abschreiben.“

„Ivana?“ Ismet hielt abrupt inne, der Stift erstarrte in seiner Hand.

„Ja. Warum?“

Ismet sah ihn an, seltsam forschend. Dann fiel sein Blick auf die beiden Blätter vor ihm. Ein Gefühl der Enttäuschung überkam ihn. Zehn Minuten, vielleicht länger, hatte er abgeschrieben, ohne zu wissen, dass es ihre Hausaufgabe war.

„Warum hast du mir nicht gesagt, dass das von ihr ist?“ Seine Stimme klang vorwurfsvoll. „Sie ist eine Serbin, Emir! Hast du vergessen, was du über sie gesagt hast? Dass wir nie mit ihnen befreundet sein sollten?“

Emir zuckte die Schultern. „Aber ... das heißt doch nicht, dass wir jetzt Freunde sind, nur weil wir von ihr abschreiben. Bist du fertig?“

Ismet lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Als Emir das Blatt Ivana zurückgab, beobachtete er ihn aus den Augenwinkeln. Dann ließ er den Blick auf die Zeilen vor sich sinken – die Zeilen, die er abgeschrieben hatte. Ein mulmiges Gefühl machte sich in ihm breit. Als hätte er etwas Schlimmes getan, etwas Gefährliches, Unakzeptables, eine unverzeihliche Sünde.

Den ganzen Tag über sprach Ismet nicht mit Emir. Es fiel ihm schwer, auch nur in seine Richtung zu schauen. Mit gesenktem Kopf und zutiefst beschämt wartete er, während der Lehrer die Hausaufgaben einsammelte. Wie schlecht er sich fühlte, als er seine Hausaufgabe abgab.